

Wohnhaft-werden in wahrer Menschlichkeit

Festansprache anlässlich der Einweihung des Albert-Schweitzer-Hauses
des Johanneswerks in Marienmünster (Paderborn) am 16.12.2005
(Dr. Gottfried Schüz)

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Festversammlung,

bei der Einweihung eines Hauses, für das mit Bedacht *Albert Schweitzer* als Namenspatron gewählt wurde, darf eine Besinnung auf dessen geistiges Vermächtnis nicht fehlen. Als Vertreter der Wissenschaftlichen Albert-Schweitzer-Gesellschaft freue ich mich, zu diesem Anlaß einige Gedanken aus Schweitzers Sicht beitragen zu dürfen.–

Ein Haus zu bauen, mit Möbeln einzurichten und in Besitz zu nehmen ist eine spannende und meist beglückende Angelegenheit – zumal dann, wenn sich das Ergebnis, wie hier, in einer Qualität präsentiert, die sich sehen lassen kann. Aber mit dem Beziehen eines neuen Heims, auch wenn dieses mit allem Komfort aufwarten kann, ist es gerade auch für alte Menschen nicht getan. Ein über Jahrzehnte vertrautes räumliches und soziales Umfeld, in dem sie sich emotional und geistig verwurzelt fühlten, müssen sie aufgeben und in einer für sie fremden Umgebung heimisch werden. Nicht nur müssen sie lernen sich in einem neuen Umfeld räumlich zu orientieren, was schwer genug ist. Vor allem aber müssen sie eine neue geistige und soziale Heimat finden, wenn es gelingen soll, in der Fremde neue Wurzeln zu schlagen, Vertrautheit und Vertrauen zu ihrer neuen Um- und Mitwelt aufzubauen, um Geborgenheit, Identität und Lebenssinn zu finden, kurz: um wahrhaft *wohnen* zu können.

Solches wußten schon von jeher die Baumeister und Bauherren, die sich früher nicht mit dem Errichten und Einrichten von Wohnhäusern begnügten, sondern diese immer mit einem Segens- oder Hausspruch versahen; oder wenigstens mit dem Namen eines Schutzpatrons. Mit der Namensgebung ging es ihnen nicht um eine markante Hervorhebung des Hauses, die Bewohnern und Besuchern dessen Auffinden erleichtern sollte. Auch nicht in erster Linie darum, einer berühmten Persönlichkeit die Ehre anzutun. Vielmehr lassen *sich* die *Bewohner* des in Besitz genommenen Hauses die besondere Ehre angedeihen, *ihr* Wohnen im Geist und Sinn des Namensgebers zu gestalten. Deshalb ist der Name des Hauses kein beliebiger. Vielmehr sind Haus und Name unlösbar miteinander verbunden, bilden eine Einheit. Wer in das Haus eintritt, ja darin wohnt, unterstellt sich – ob bewußt oder nicht – dem von ihm ausgehenden prägenden Geist, tritt in sein besonderes Kraftfeld ein.

Von welchem Namen, von welcher Persönlichkeit könnte für diesen schwierigen Prozeß des Wohnhaft-werdens eine verlässlichere Orientierung ausgehen als von Albert Schweitzer. Daß Sie sich für *ihn* als Namensgeber Ihres neuen Altenwohnheims entschieden haben, erhält zusätzlichen Nachdruck dadurch, daß wir in diesem Jahr ein doppeltes Jubiläum feiern: den 130. Geburtstag und den 40. Todestag Schweitzers.

Für ein Altenwohnheim, wie es hier vom Johanneswerk gegründet wurde und mit Leben erfüllt werden soll, kann jedoch von einer solchen Bezugnahme nur dann entsprechende Zugkraft ausgehen, wenn diejenigen, die dieses Albert-Schweitzer-Haus beziehen und in ihm wohnhaft werden wollen, mit diesem Namen etwas Richtungs- und Wegweisendes verbinden können.

Nun ist Schweitzers Lebensleistung und Werk zu weit gefächert und vielschichtig, als daß ein halbstündiger Vortrag dies umfassen könnte. Dennoch sollte ein jeder, der sich mit diesem Albert-Schweitzer-Haus verbunden fühlt, mit dem Namen Schweitzers mehr verbinden als die Vorstellung, daß es sich um eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts handelt.

Ich möchte in meinem Vortrag daher, auch wenn vieles bekannt ist, zunächst in einigen Strichen das Wichtigste zu Schweitzer in Erinnerung rufen. Im anschließenden 2. und 3. Teil komme ich zu Kerngedanken seiner Ethik und schließlich im 4. Teil zur Frage: Was bedeutet Schweitzers Ethik für ein Wohnhaftwerden in der Gemeinschaft eines Altenheims?

1. Albert Schweitzer ist am 14.1.1875 im elsässischen Kaysersberg geboren. In der ländlichen Idylle Günsbachs, Nähe Colmar, wuchs er mit vier weiteren Geschwistern auf, wo sein Vater als Pfarrer wirkte. Seine Kindheit war vor allem von zwei Grunderfahrungen geprägt, die für sein Leben und Denken bestimmend werden sollten: Schweitzer spricht zum einen immer wieder in Dankbarkeit von seiner „sonnigen“, ja „einzigartig glücklichen Jugend“.¹ Dem stand allerdings die andere Erfahrung diametral entgegen: Er sah seine kindliche Lebensfreude durch ein tiefes Mitleid getrübt, das er mit den Tieren empfand, deren Schmerz und Not ihm im bäuerlichen Dorfleben auf Schritt und Tritt begegnete.

„Die Art, wie das Gebot, daß wir nicht töten und quälen sollen, an mir arbeitete, ist das große Erlebnis meiner Kindheit und Jugend. Neben ihm verblassen alle anderen.“²

Die außergewöhnliche Sensibilität Schweitzers für das Elend und Leid seiner Mitwelt, die er sich bis ins hohe Alter bewahrte, wurde entscheidendes Leitthema seiner Ethik, auf die ich nachher ausführlich zu sprechen komme.

¹ Zit. n. Steffahn, Harald: Schweitzer. Hamburg 1979 (Rowohltmonographie), S. 31.

² Zit. n. ebd., S. 32.

Es überraschte nicht, daß Schweitzer, der von Kind an ein begeisterter und regelmäßiger Gottesdienstbesucher gewesen war, sich nach einem eher mittelmäßigen Abitur dem Theologiestudium zuwandte, um in die Fußstapfen seines Vaters zu treten. Schon mehr konnte überraschen, daß sein Studium von außerordentlichem Erfolg gekrönt war. Nach glänzender Promotion und Habilitation öffneten sich ihm für die akademische Laufbahn Tür und Tor. Mit seiner umfangreichen „Leben-Jesu-Forschung“ erwarb er sich schon als junger Theologie-Dozent in Fachkreisen hohes Ansehen. Doch sollte es dabei nicht bleiben. Neben der Theologie faszinierte ihn vor allem die Philosophie, der er sich ebenfalls mit Leidenschaft zuwandte und die wohl die entscheidende Domäne seines geistigen Schaffens werden sollte. Denn ihm ging es zeitlebens um nichts geringeres, als eine geistige Erneuerung unserer Kultur und Ethik im Denken zu begründen.

Damit nicht genug, pflegte er seit früher Jugend mit Eifer das Orgelspiel, brachte es zu großer Virtuosität und reger Konzerttätigkeit und im Laufe der Jahre zu einem höchst angesehenen, weltweit anerkannten und begehrten Bachinterpreten, Musikwissenschaftler und Orgelspezialisten.

Was weltweit die wohl größte Aufmerksamkeit und Anerkennung erregen sollte, stand aber noch aus: Schweitzer war nicht nur Denker und Musiker, sondern und vor allem *praktizierender Christ*, der mit dem Nachfolgeauftrag Jesu Christi in einer Weise Ernst gemacht hat wie nur wenige in der Menschheitsgeschichte. Eine Doppelkarriere als Universitätsprofessor und Konzertorganist konnte als gesichert gelten, – wenn nicht ein persönliches Gelübde ihn einen ganz anderen Weg gewiesen hätte. Dieses geht zurück auf das Jahr 1896, einen strahlenden Sommermorgen in Günsbach, an dem Schweitzer einmal mehr sich seines begnadeten Schicksals bewußt wurde, und daraus die Konsequenz zog:

„Es kam mir unfaßlich vor, daß ich, wo ich so viele Menschen um mich herum mit Leid und Sorge ringen sah, ein glückliches Leben führen durfte ... (Es) überfiel mich der Gedanke, daß ich dieses Glück nicht als etwas Selbstverständliches hinnehmen dürfe, sondern etwas dafür geben müsse ... (So) wurde ich ... mit mir selber dahin eins, daß ich mich bis zu meinem dreißigsten Jahr für berechtigt halten wollte, der Wissenschaft und Kunst zu leben, um mich von da an einem unmittelbaren menschlichen Dienen zu weihen.“³

Diesen Entschluß sollte er gegen alle Widerstände mit unbeugsamer Konsequenz in die Tat umsetzen. Ohne seine Verpflichtungen als Theologe, Pfarrer und Organist zu vernachlässigen, studierte er nebenbei Medizin – denn der Tag hat ja immerhin 24 Stunden – und machte, inzwischen 38-jährig, mit dem Dr. med. seinen dritte akademische Promotion perfekt. Anschließend ging er mit seiner Frau Helene im Jahr 1913 in die französische Afrikakolonie Gabun, um in

³ Zit. n. ebd., S. 65.

Lambarene, mitten im Urwald, ein Hospital aufzubauen. Unter härtesten Lebens- und Arbeitsbedingungen diente er – wenn auch mit notwendigen Unterbrechungen – bis ins 90. Lebensjahr dort mit voller Hingabe und ganzer Kraft den Eingeborenen. In den Jahren seiner Afrikaaufenthalte übte er drei Berufe gleichzeitig aus, wie es sein Biograph Steffahn treffend charakterisierte:

„In Afrika war er zu einem Drittel Arzt, zu einem Drittel Baumeister, zu einem Drittel Schriftsteller mit musikalischem Nachtgebet in Toccaten und Fugen von Bach; ‚dazu‘ kamen ‚noch einige Tropfen wilder Mann‘“.⁴

Daß er zudem im Verlauf seiner vielen Europaaufenthalte zahllose Konzert- und Vortragsreisen unternahm, die ihm sein Lambarenespital finanzieren halfen; daß er – wie gelegentlich süffisant bemerkt wurde – nicht nur im Urwald alte Afrikaner, sondern in Europa viele wertvolle alte Orgeln rettete und daß er zur Anerkennung seiner Lebensleistung 1954 den Friedensnobelpreis verliehen bekam – , auf all dies kann ich hier nur kurz hinweisen, um den ungeheuren Horizont zu umreißen, in dem sich Schweitzer bewegte.

Bei aller Verschiedenartigkeit der Gebiete, in denen Schweitzer zu Hause war, hat sein Denken und Handeln eine die Vielfalt fundierende, einheitsstiftende Sinnmitte. Winston Churchill brachte es einmal auf die treffende Formel: Schweitzer ist ein „Genie der Menschlichkeit“.

2. Mit diesem Ehrentitel bin ich beim ethischen Kerngedanken Schweitzers. Mit dieser Charakterisierung ist das Wesentliche gesagt, was auch und gerade für Ihr neues Altenheim, für Geist und Sinn des darin entfalteten Wohnkönnens bedeutsam ist. Schweitzer selbst hat es bescheidener formuliert:

Wo auch immer wir im Leben hingestellt sind, kommt es zunächst und vor allem darauf an, „daß wir alle irgendwie und in irgend etwas für Menschen Mensch sind.“⁵ Wer mit diesem Satz nur den wohlfeilen Appell verbindet: seid nett zueinander, geht miteinander menschenfreundlich um, übersieht das Entscheidende. Schweitzer bricht jede herkömmliche Vorstellung einer Mitmenschlichkeit oder Ethik auf, die nur Verhaltensregeln für ein freundliches Miteinander kennt, so wichtig die auch im einzelnen sein mögen. Wirkliche Menschlichkeit oder, wie er sagt: „wahrhaftes Menschentum“, entsteht für ihn erst im universalen Horizont seiner Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben; – einer Ehrfurcht, die nicht nur Menschen gilt, sondern *allen Erscheinungen des Lebens*, von den kleinsten bis zu den größten, den nützlichen wie scheinbar unnützen. Sie entspringt aus der Wachsamkeit und Offenheit gegenüber allen nächsten und fernsten Lebewesen, aus unserem Miterleben, unserem Mitleid und unserer

⁴ Ebd., S. 116.

⁵ Steffahn, Harald (Hrsg.): Albert Schweitzer, Lesebuch. München 21986, S. 244.

Mitfreude, die wir mit diesen empfinden; einem Miterleben, das unser Gewissen wachrüttelt und uns in unserem jeweiligen Lebensbereich auffordert, „alles, was wir zur Erhaltung und Förderung des Lebens tun können, zu tun“.⁶

Lassen Sie mich das Gemeinte an einem Gegenbeispiel illustrieren.

Vor einigen Wochen las ich in der Frankfurter Rundschau⁷ von einer Leipziger Unternehmerin, die eine eigene „Gute-Laune-Philosophie“ für ihre Mitarbeiter entwarf: Aus der Erfahrung, daß ein schlechtes Betriebsklima, Reibereien und unfreundliche Auseinandersetzungen der Beschäftigten untereinander sich auf die Unternehmensbilanz negativ auswirkt, zog sie die Konsequenz: Sie ließ in allen Arbeitsverträgen ihrer 15 Angestellten festschreiben: „Meckern und Jamern ist während der Arbeitszeit verboten“.

Der Erfolg scheint der Unternehmerin recht zu geben: schrieb sie zuvor noch rote Zahlen, so hat sie mit ihrer Firma inzwischen einen deutlichen Gewinnzuwachs erwirtschaftet.

Was hätte wohl Albert Schweitzer dazu gesagt? Schweitzer hat es an reichlichem Ärger mit arbeitsunwilligen, uneinsichtigen und aufsässigen Mitarbeitern und Patienten in Afrika nicht gefehlt. Dennoch würde er ein solches Unterfangen strikt von sich weisen. Worauf im menschlichen Miteinander nicht verzichtet werden kann, ist ein anderes: es ist die rechte menschliche *Gesinnung* dem Anderen gegenüber. Nur wenn ich den rechten Geist einer ethischen Gesinnung im Menschen wecke, kann ich ein auf Dauer gestelltes gedeihliches Miteinander erwarten. Diese ethische Grundgesinnung wurzelt wie gesagt – und das ist Schweitzers große Entdeckung – in der Ehrfurcht gegenüber *allem* Leben, welcher Art auch immer.–

Vielen Zeitgenossen ist dieser Anspruch einfach zu hoch angesetzt. *Ehrfurcht* – ein Wort, mit dem die Idealisten des 18. oder die Romantiker des 19. Jahrhunderts noch etwas anzufangen wußten. Hingegen für uns moderne, nüchtern denkende Menschen in einer technisierten und rundum informierten Gesellschaft ist sie eine zwar here, aber dennoch leere Begriffshülse geworden.

In der Sicht Schweitzers sind solche Aussagen jedoch nur Ausdruck tiefer Gedankenlosigkeit. Ehrfurcht vor dem Leben gewinnt Kraft und Sinn nur für denjenigen, der sich auf den geistigen Weg der Besinnung auf sein eigenes Leben und dessen Verhältnis zu anderem Leben einläßt, sich seinem Beziehungsverhältnis zu den anderen Lebewesen. Welche Art Besinnung und welche Gedanken sind das nach Schweitzer?

⁶ Schweitzer, Albert: Was sollen wir tun? 12 Predigten über ethische Probleme. Heidelberg 1986, S. 30.

⁷ FR v. 19.11.05, Magazin S. 3.

Diese Gedanken erfordern keine geistigen Höhenflüge, keine ausgedehnten akademischen Studien, vielmehr sind sie ganz elementar und jedermann zugänglich, wenn nur etwas Mut und Muße aufgewendet wird, das Tor zu ihnen aufzustoßen. Bloß per Dienstanweisung kann diese Besinnung freilich kaum verordnet werden.

Der reflektierende Mensch – so Schweitzer – kann nicht umhin, die „unmittelbarste und umfassendste Tatsache des Bewußtseins“ anzuerkennen, die da lautet:

„Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will“.⁸

Der über diese Tatsache nachdenkende Mensch kann nicht anders, als nicht nur den eigenen Willen zum Leben bzw. die eigene Lebensbejahung, sondern auch die Lebensbejahung, die sich in dem vielgestaltigen Leben um ihn herum zeigt, mitzuerleben und in gleicher Weise anzuerkennen wie die eigene. Mehr noch: Wir erleben aus dieser Tatsache geradezu die „Nötigung“, allem Leben die gleiche „Ehrfurcht“ entgegenzubringen. Aus der „Ehrfurcht vor dem Leben“ resultiert nach Schweitzer die folgende grundlegende Handlungsmaxime:

„Als gut gilt ..., Leben erhalten, Leben fördern, entwickelbares Leben auf seinen höchsten Wert bringen. Als böse: Leben vernichten, Leben schädigen, entwickelbares Leben niederhalten.“⁹

Mit der Anerkennung des Ehrfurchtsprinzips geht eine fundamental gewandelte Gesinnung allem Leben gegenüber einher; aber eine Gesinnung, die nicht nur intellektuelle Beschäftigung bleibt, sondern die *verantwortliches Tun*, ja *Hingabe* an anderes Leben verlangt.

Das ist freilich leichter gesagt als getan. Ist es denn überhaupt realistisch und naturgemäß, solches zum Prinzip zu erheben? Muß ich denn nicht, um mein eigenes Leben und das anderer Lebewesen zu erhalten, auf Schritt und Tritt auch Leben vernichten? Hat da Schweitzer die Zeichen unserer Zeit richtig erkannt? Es wird inzwischen eng auf unserem Erdenrund. Die Weltbevölkerung wächst, die Ressourcen werden knapp, da haben nun mal Tiere und Pflanzen, zumal Wälder, Platz zu machen, und in den Verteilungskämpfen um Nahrung, Obdach und Arbeit muß jeder sehen wo er bleibt. Und gerade auch die ältere Generation trifft zunehmend das Problem: Wohin mit den vielen nicht mehr arbeitsfähigen und immer älter werdenden Menschen? Wie die steigende Zahl der Pflegefälle bewältigen? Wie den Anspruch auf gutes Auskommen im Alter und optimale Gesundheitsversorgung erfüllen?

⁸ Schweitzer, Albert: Kultur und Ethik, S. 330; vgl. Bähr, Hans Walter (Hrsg.): Albert Schweitzer. Die Ehrfurcht vor dem Leben. Grundtexte aus fünf Jahrzehnten.. München, 7. Aufl. 1966, S. 21.

⁹ Ebd., S. 22.

Das Bedürfnis eines jeden, sich und sein eigenes Leben zu erhalten, das eigene Schäfchen ins Trockene zu bringen, und dies notgedrungen auch auf Kosten und zu Lasten anderen Lebens, ist doch nur zu natürlich, es entspricht ganz und gar der menschlichen und auch außermenschlichen Natur!

Schweitzer hätte den Urwald schlecht studiert, wenn er dies leugnen wollte. Gerade er wurde nicht müde zu betonen: Die Natur kennt keine Ehrfurcht, sie ist ethisch völlig indifferent, sie ist inhuman – weil sie Natur ist.

Aber: Nur wir *Menschen* können erkennen, daß es kein mehr oder weniger wertvolles Leben, kein unnützes Leben gibt, sondern daß *jedem* Lebewesen, und mag es noch so unscheinbar sein, die *gleiche* Würde zukommt.

Nur uns denkfähigen Menschen ist es möglich, die Zusammengehörigkeit allen Lebens zu erkennen und das Naturprinzip des blinden Eigennutzes zu durchbrechen. Das Schädigen und Vernichten von anderem Leben dürfen wir nicht als naturnotwendiges Übel betrachten, über das man zur Tagesordnung übergeht. Nur wir Menschen sind fähig alles zu tun, was in der eigenen Macht steht, um anderes Leben zu erhalten und zu fördern. Daher gilt es in jedem Einzelfall kritisch zu prüfen, ob das Maß an Schädigung und Vernichtung, das zur Erhaltung eigenen oder fremden Lebens dient, wirklich *zwingend* ist, oder ob bei näherer Prüfung auf eine Schädigung anderen Lebens verzichtet werden kann.

3. Was diese Überlegungen für unseren Umgang mit menschlichen und außermenschlichen Lebewesen und im engeren Sinne für ein altersgerechtes Wohnenkönnen bedeutet, ist unübersehbar. Ich greife hier den Sozialdienst im Altenpflegebereich heraus. Die Klagen über unzureichende Versorgung und Mißstände bei der Pflege in Altenheimen erhalten landauf landab fast wöchentlich neue Nahrung. Verantwortlich dafür ist die aus dem Ruder laufende Kostenexplosion. Ausgetragen wird diese Situation auf dem Rücken der Schwächsten im Versorgungssystem, der pflegebedürftigen alten Menschen selbst. Dabei kommt es häufig vor, daß nicht einmal elementare Bedürfnisse und Wünsche beim Essen und Trinken hinreichend Beachtung finden. Kann es denn sein, daß selbst Grundrechte alter Menschen auf der Strecke bleiben, weil das dazu nötige Geld fehlt?

In der Tat werden die menschenunwürdigen Zustände in Deutschland auf strukturelle Mängel und fehlendes Personal zurückgeführt. Dies muß man sehen und darf nicht leichtfertig heruntergespielt werden. Aber: In all der kritischen Diskussion um den Pflegenotstand wird ein entscheidender Aspekt ausgeblendet: Ist „Menschenwürde“ durch logistisch reibungslos abgearbeitete Pflegepläne herstellbar? Wenn die Pflege an Menschen nach dem Grundmuster von Autoinspektionen abgewickelt wird, dann muß gefragt werden, was für ein Menschen-

bild einem solchen Sozialsystem zugrunde liegt. Wenn die Altenfürsorge und Gesundheitspflege auf emotionslose materiell-technische Abfertigung reduziert wird und menschliche Zuwendung fehlt, dann geht ein entscheidendes Humanum verloren.

Die Ehrfurcht vor dem Leben gebietet, so sagt Schweitzer, „daß wir nicht kalt nach ein für allemal festgelegten Prinzipien entscheiden, sondern in jedem einzelnen Falle um unsere Humanität kämpfen“.¹⁰ Nur aus dieser Gesinnung heraus setzen wir uns ein und kämpfen dafür, „daß nie ein Mensch als Menschen- ding den Verhältnissen geopfert werden soll“.¹¹

Gerade alte Menschen sind auf eine menschlich wertschätzende, einfühlsame und verstehende Zuwendung besonders angewiesen. Gerade weil ihnen die soziale Einbettung in die Großfamilie, wie sie noch in früheren Generationen bestand, fehlt, ist es so wichtig, daß sie sich als Menschen in der Ganzheit ihres Soseins angenommen fühlen und nicht wie seelenlose Objekte medizinisch- technischer Vollzüge behandelt werden.

Albert Schweitzer wäre allerdings gründlich mißverstanden, wenn man meinte, daß er die entscheidende Besserung der menschlichen Verhältnisse durch irgend welche Organisationen oder Sozialunternehmen erhofft hätte. Zwar vermögen diese seiner Meinung nach vieles zu leisten, „nicht aber die große und entscheidende Besserung“. Diese ist nicht durch noch so gut durchorganisierte *Dienste* zu gewährleisten, sondern nur durch das – wie er sagt: „große *Dienen*“; ein Dienen, in das „immer mehr einzelne Menschen eintreten und sich darin vielfältig, jeder nach seinen Gaben, die ihm eigen sind, betätigen.“¹² Dieses Dienen wird nicht dadurch „groß“, daß wir möglichst groß angelegte, spektakuläre Hilfsaktionen starten und medienwirksam inszenieren. Es wird ein *großes* Dienen, wenn es sich in die ganze Breite und Tiefe des alltäglichen Miteinander und Füreinander möglichst zahlreicher Menschen vervielfältigt, als ein selbst- verständlich gelebtes, zumeist unscheinbares Alltagsethos.

Aber gerade ein bescheiden anmutendes Mitleiden und Mithelfen kommt einem wirkungslos vor und verleitet einen nur allzu leicht, sich solcherlei Anstrengungen gleich ganz zu ersparen. In seiner Predigt zum Pauluswort „Denn unser keiner lebt sich selber ...“ führt Schweitzer dazu aus:

„Und so fühlst du in allem, was du Gutes tun willst, die furchtbare Ohnmacht, zu helfen wie du wolltest. Dann kommt die Stimme des Versuchers und sagt dir:

¹⁰ Bär: Grundtexte, S. 44.

¹¹ Ebd. S. 52.

¹² Ebd., S. 129 (Hvm.).

„warum dich denn quälen? ... Gib es auf, werde gleichgültig, werde gedankenlos und gefühllos wie die andern“.¹³

Sie werden an dieser Stelle vielleicht ergänzen: Wo dürfte dieses Gefühl der Ohnmacht verbreiteter sein, als bei alten Menschen, insbesondere in Altenheimen? Haben sie nicht mit sich selbst genug zu tun? Haben sie nicht ein gutes Recht darauf, nach einem langen aufopferungsreichen Leben die Hände in den Schoß zu legen und zu sagen: einem lebenslangen Dienen darf nun ein *bedient werden* als Lohn folgen?

4. Und damit bin ich bei meinem letzten Punkt, an dem die Tragweite der Ehrfurchtsethik für die Gestaltung eines verantwortlichen Wohnens, zumal in der Gemeinschaft eines Altenwohnheims, näher in den Blick zu nehmen ist.

Zur Kontrastierung zunächst auch hierzu ein Beispiel, diesmal aus meiner eigenen Jugendzeit: vor über 40 Jahren hatte ich im städtischen Altersheim meiner Heimatstadt Mainz allwöchentlich das Evangelische Kirchenblatt ausgetragen; - ein Job, der mir als Sohn des für die Betreuung zuständigen Pfarrers nicht unlieb war, hatte er doch obendrein auch etwas eingetragen.

Die allwöchentlich stereotyp wiederkehrenden Bilder des dortigen Innenlebens haben sich mir tief ins Gedächtnis eingegraben: 6-stöckiges Hochhaus, lange Flure, durch die sich alte Menschen mit unterschiedlicher Mühsal zu ihren Zimmern oder von diesen weg bewegten. Die Haupttreppe mündete in jedem Geschloß auf ein erweitertes Plateau, wo immer die gleichen alten Menschen, überwiegend Frauen, auf Polsterstühlen saßen und meist weniger oder gar nicht miteinander kommunizierten. Die meisten hielten sich zurückgezogen in ihren Zimmern auf, nur wenige gingen aus dem mitten in der Stadt liegenden Haus, wenn sie noch rüstig waren. Weitere Gemeinsamkeiten: man kam dreimal am Tag im großen Speisesaal zusammen, um die Mahlzeiten einzunehmen, oder auch zum abendlichen Fernsehen. Dazu kamen wiederkehrende Festivitäten oder auch mal Vorträge und in der Kapelle sonntags Gottesdienst. Ich wußte nur eines: da willst du mal nie enden; mir blieb ein Trost: das dauert noch unendlich lange, bis du mal alt bist; – ein Trugschluß, wie ich später feststellen mußte.

Freilich – diese alten Menschen damals hatten sich in ihren Zimmern auch ihre Nischen der Geborgenheit und des Heimisch-seins geschaffen – die vielen Fotos von sich und den Angehörigen an den Wänden, auf Tischen und Nachschränkchen zeugten von dem Bemühen, die vertraute frühere Lebenswelt ein Stück weit in die im Grunde fremd bleibende Umgebung mit hineinzunehmen. Aber ein wirkliches Wohnhaft-werden im neuen Umfeld war das kaum zu nen-

¹³ Schweitzer: Was sollen wir tun?, S. 35, vgl. S. 40.

nen. Sie waren keine wirklich Wohnenden, sondern Versorgte, zu untätiger, oft geistloser, ereignisloser Seßhaftigkeit verurteilte Heiminsassen, ohne Aufgabe, ohne Verantwortung und dadurch eben auch ohne wirkliche Teilhabe am Leben; kurz: bewegungsarm, kontaktarm, erlebnisarm. –

Gemeinschaftliches Wohnen verwirklicht sich nicht schon dadurch, daß man Menschen unter einem Dach in gemeinsamen Räumlichkeiten beherbergt und versorgt.

„Der Mensch“, so schreibt Schweitzer, „braucht einen Ort der Verwurzelung, und zwar materiell und geistig, um frei sein zu können und als solcher denkend handeln zu können. Er braucht Muße und Sammlung, die heute so sehr fehlt“.¹⁴

Aber eine solche materielle und erst recht *geistige* Einwurzelung kann nur gelingen im Schaffen, Erhalten und Gestalten eines Wohn- und Lebensraumes als Handeln *in* Gemeinschaft *für* Gemeinschaft. Denn gerade die Erfahrung eines wechselseitigen aufeinander Angewiesenseins, des helfenden Füreinander- und Miteinanderseins vermag gegenseitiges Fremdsein aufzuheben und Vertrautheit wie Vertrauen aufzubauen. Wie könnte solches besser gelingen als in einem Altenwohnheim wie hier in Marienmünster, in dem erstens die alten Menschen in überschaubaren, familienähnlichen Gemeinschaften ihr Leben *gemeinsam* gestalten? Und wie könnte es besser gelingen als in einem Haus, das sich zweitens dem geistigen Erbe Albert Schweitzers verpflichtet weiß und seinem Aufruf folgt: „*Dienet einander!*“¹⁵. Und wie könnte dies besser gelingen als drittens in der gemeinsamen Hege und Pflege von Haustieren aus der Gesinnung der Ehrfurcht vor dem Leben? Gerade letztgenanntes Einbeziehen von Tieren (und auch Pflanzen) ist nicht nur schmückendes Beiwerk oder folgt nicht bloßen Nützlichkeitsabwägungen. Schweitzers Lambarene-Spital war von Tieren unterschiedlichster Art geradezu bevölkert, darunter viele Findlinge, ob Pelikan, Antilope oder Wildschwein, die dort liebevoll aufgepeppelt wurden und zur dortigen Lebensgemeinschaft ganz selbstverständlich dazugehörten.

Eine Humanität, die sich nur für den Menschen verantwortlich weiß, bleibt für Schweitzer ein Torso. Erst wenn wir auch die außermenschlichen Geschöpfe als Leben, das leben will, inmitten eigenen und anderen Lebens in seinem Lebensrecht uneingeschränkt wertschätzen, können wir „von der unvollständigen zur vollständigen Humanitätsgesinnung fortschreiten“.¹⁶ Erst die Ehrfurcht vor *allem* Leben verleiht der Menschlichkeit ihr wahres Antlitz.

Einen Gedanken möchte ich abschließend noch aufgreifen:

¹⁴ Schweitzer: Kultur und Ethik, S. 32ff.

¹⁵ Schweitzer: Was sollen wir tun?, S. 125.

¹⁶ Bär: Gundertexte, S. 132.

All jenen, die geneigt sind, sich resigniert zurückzuziehen, weil sie sich angesichts zunehmender Gebrechen und schwindender Kräfte durch den Aufruf zum „großen Dienen“ überfordert fühlen, sei mit Schweitzer eindringlich entgegengehalten:

„Alles, was du tun kannst, wird in Anschauung dessen, was getan werden sollte, immer nur ein Tropfen statt eines Stromes sein; aber es gibt deinem Leben den einzigen Sinn, den es haben kann und macht es wertvoll.“¹⁷

Die wahre Größe des Dienens zeigt sich also paradoxerweise im Kleinen und Unscheinbaren. Gerade hier, in unseren hundertfältigen täglichen Verrichtungen, bewährt sich unsere Wertschätzung von Mitmenschen, Tieren und Pflanzen in helfender Hingabe, und genau hier ist der entscheidende Prüfstein unserer Ehrfurchtgesinnung zu suchen.

Wie wenig es zur Verwirklichung des Guten oft bedarf, und wie gering das Opfer vielfach wäre, ja zur eigenen Bereicherung und Freude beiträgt, macht Schweitzer ebenso deutlich:

„Das Gesetz der Zurückhaltung ist bestimmt, durch das Recht der Herzlichkeit durchbrochen zu werden. So kommen wir alle in die Lage, aus der Fremdheit herauszutreten und für einen Menschen Mensch zu werden. Zu oft versäumen wir es, weil die geltenden Anschauungen von Wohlerzogenheit, Höflichkeit und Takt uns unsere Unmittelbarkeit genommen haben. Dann versagen wir einer dem andern, was wir ihm geben möchten und wonach er Sehnsucht hat. Viel Kälte ist unter den Menschen, weil wir nicht wagen, uns so herzlich zu geben, wie wir sind.“¹⁸

Damit möchte ich meine Ausführungen beschließen:

Alle Menschen, die sich unter das Dach des Albert-Schweitzer-Hauses begeben, mögen sich von der Wirkkraft, die von Schweitzers ethischem Denken und Handeln ausgeht, anziehen lassen.

Mögen sie in dessen Geist und Gesinnung darin *wohnhaf*t-werden *in wahrer Menschlichkeit*.

¹⁷ Steffahn: Albert Schweitzer, Lesebuch, S. 217.

¹⁸ Steffahn: Schweitzer, Lesebuch, S. 54f.